



Illustrierte Wochenschrift für das katholische Volk,

insbesondere für die Verehrer der hl. Familie und die Mitglieder des von Papst Leo XIII. eingeführten „Allg. Vereins der kristl. Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth“.

Augsburg, Sonntag den 23. Oktober 1898.

Die katholische Familie erscheint wöchentlich, 16 Seiten stark; Preis vierteljährig mit der Beilage „Das gute Kind“ nur 1 Pf.; bei direktem Partiedebug billiger. Alle Post-Expeditionen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Jeden Donnerstag wird das Blatt ausgegeben und versendet. — Inserate: die einpaltige Zeile oder deren Raum 25 Pf.

Kirchlicher Wochentalender.

So n n t a g, 23. Oktober. 21. Sonntag nach Pfingsten. Severin, Bischof, † 347. Ignatius, Patriarch, † 878. Johannes von Capristan. Petrus Palschalis, Bischof und Martyrer, † 1300.
M o n t a g, 24. Oktober. Raphael, Erzengel. Evergislus. Aretas.
D i e n s t a g, 25. Oktober. Crispinus und Crispinianus, Martyrer. Bonifatius, Papst, † 422. Gaudentius.
M i t t w o c h, 26. Oktober. Coaristus, Martyrer, † 109. Bernward, Bischof, † 1020.
D o n n e r s t a g, 27. Oktober. Frumentius, Bischof im 4. Jahrhundert. Letta. Gualfardus.
F r e i t a g, 28. Oktober. Simon und Judas, Apostel. Anastasia und Cyrillus, Martyrer.
S a m s t a g, 29. Oktober. Narcissus, Bischof, † 212. Donatus, Befehrer im 4. Jahrhundert. Theodorus, Abt, † 575.

einem jeden strenge Rechenschaft fordert. Und die Knechte? Das sind die Menschen. Wir alle sind ja Gottes Knechte. Darum sind wir auf Erden, um Gott zu dienen, und dieser Dienst endigt erst mit unserm Leben. Und was ist die große Schuld? Das ist die Sünde. So nennen wir sie ja schon nach der Lehre des Heilandes im Vater unser: „Vergib uns unsere Schulden!“ Und es ist uns geläufig genug, vom Schuldbuch Gottes zu sprechen.

Von der Sünde lernen wir nun aus diesem Gleichnisse vor allem, daß sie ein unendlich großes Uebel ist, ein Uebel, das kein Mensch gut machen kann. Und wie liegt dieses im Gleichnis ausgedrückt?

Der Knecht war dem Herrn zehntausend Talente schulbig. Das ist eine sehr große Summe und für einen Knecht eine geradezu riesig große, unerschwingliche Summe. Handelte es sich nur um zehntausend Mark, auch das wäre für einen Knecht schon eine Schuld zum Erbanging, fast zum Verzweifeln. Und nun gar zehntausend Talente! Mag auch der Wert des Talentes in verschiedenen Zeiten und Orten schwankend sein, mehr als dreißig Millionen

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

[Nachdruck verboten.]

Evangelium: Gleichnis vom unarmherzigen Knechte. Matth. 18.

Wer ist der König, der mit seinen Knechten Abrechnung hielt? Das ist Gott der Herr, der am Ende der irdischen Laufbahn von

Mark stellen die zehntausend Talente doch sicher dar. Und nun denke, ein Knecht soll eine solche Summe bezahlen! Ist das möglich? Aber nun frage ich: Warum stellt der Heiland die schwere Sünde unter diesem Bilde dar? Weil er damit die unendliche Größe einer schweren Verschuldung gegen Gott veranschaulichen wollte. Sie ist über alles Begreifen groß. So groß die Schuld von dreißig Millionen für den Knecht, so riesig groß ist die Schuld des Menschen gegen Gott, wenn er eine schwere Sünde begeht. O lieber Leser, der du vielleicht oft gering über die Sünde denkst und dir wenig daraus machst, eine schwere Sünde auf dich zu laden, o zittere! Kannst du zehntausend Talente bezahlen? Eher kannst du sie bezahlen, als daß du die unermessliche Schuld bezahlst, welche du durch die schwere Sünde auf dich lädst. Und du kannst sie leicht nehmen? Denke doch, daß dein Heiland nicht umsonst eine so entsetzliche Schuldsumme wählt, um die Todsünde zu ver sinnbilden!

Aber warum ist denn die Todsünde ein so entsetzliches, unendliches Übel? Wie viel ließe sich auf diese wichtige Frage antworten! Bleiben wir bei einem Punkte stehen: Die Todsünde ist eine schwere Beleidigung Gottes, unsers höchsten Herrn. Denke etwas darüber nach!

1. Wer ist Gott? Er ist der Allerhöchste, der da thront auf Cherubim, vor dem die Seraphim in den Staub sich beugen und demütig anbetend ihr dreimal Heilig ausrufen. Wer ist Gott? Er ist der Allmächtige, der mit seinem bloßen Wort die Welten in's Dasein rief und durch seinen allmächtigen Willen im Dasein erhält. Wer ist Gott? Er ist der Unendliche, vor dem nach dem Worte des Propheten die Erde dem Tropfen gleicht, der am Eimer hängt. Wer ist Gott? Er ist der höchste, unbefränkte Herr. Herr ist auch der Vater über die Kinder. Herr ist auch der König über seine Länder, seine Kriegsheere, seine Beamten. Aber Gott gegenüber sind sie nichts als niedrige Knechte. Gott allein ist der höchste Herr, der unbefränkte Herr, der Herr aus sich selbst, während alle irdische Herrschaft von ihm stammt. Und diesen Gott beleidigt der Sünder, der Mensch!

2. Wer ist der Mensch? Er ist ein Ebenbild Gottes, ausgerüstet mit Verstand und freiem Willen, mit einem Verstand, der die Himmel durchbringt und zu Gott hinauffliegt, und mit einem Willen, der frei ist und nicht einmal durch die Macht der Hölle gebeugt werden kann, wenn er sich nicht beugen lassen will. Wie groß ist er also! Aber das alles hat er

von Gott, um Gott damit zu Menen. Und so hoch er steht gegenüber allen unvernünftigen Wesen, wie arm und klein gegen Gott! Wie ganz von ihm abhängig! Gott braucht bloß zu wollen, und er ist nicht mehr. Er braucht nur seine Hand zurückzuziehen, und der Mensch sinkt zurück in nichts, wie einer in den Abgrund hinabsinkt, wenn die Hand, die ihn schwebend darüber hielt, ihn losläßt. Wir sind von gestern, einige Jahre her, und morgen sinken wir in's Grab. Und alles, was wir sind und haben und thun und können, ist von Gott; ohne ihn können wir nichts. Das ist der Mensch.

3. Und dieser Mensch magt Gott zu beleidigen, ihm den Gehorsam aufzukündigen. „Non serviam, ich diene dir nicht.“ Mit Worten freilich wird er schwerlich sich so ausdrücken. Aber man kann auch mit Werken sprechen und noch lauter und deutlicher als mit Worten. So spricht der Sünder durch die That, der Sünder, der sich über Gottes strenges Gebot hinwegsetzt trotz der angebotenen Strafe, trotzdem er weiß, daß Gott sein höchster, unendlicher Herr ist. „Non serviam. Ich mag dir nicht dienen.“ Denke dir, lieber Leser, ein Beamter würde so seinem König gegenüber auftreten! Was würde ihm wohl geschehen? Und mehr als ein König ist hier.

Freilich ist es wahr, daß der Sünder an Gottes Majestät nicht heranreichen kann. An einem irdischen König kann sich ein Frevler vergreifen. Aber wer kann an Gott heranreichen? So wenig der kläffende Hund, der gegen den Mond bellt, diesen in seinem Himmelslicht beirrt und in seinem ruhigen Gang stört, so wenig kann der frevelnde Mensch Gott den Herrn stören. Und so wenig der Mensch, der fluchend die Faust gegen den Himmel ballt, die Sterne in ihrer Bahn stört, so wenig stört der sündige Mensch Gott den Herrn. Aber die Gefinnung ist doch da. Der Hund möchte den Mond zerreißen, und der fluchende Mensch möchte die Sterne herabfluchen. So ist es mit dem Sünder. Wohl kann er Gott nicht auf seinem Thron stören. Aber seine Gefinnung ist so, daß er ihn herabreißen möchte.

Lieber Leser, blicke du lieber freundlich und freudig und vertrauend hinauf zum Himmel! Sei kein Frevler gegen Gott, sondern sein gutes Kind! Hüte dich, eine so unendliche Schuld auf dich zu laden! Und wenn du aus Schwäche und Uebereilung einen Fehltritt begangen, dann bleibe nicht in der Sünde, sondern kehre schnell zu deinem Vater zurück! Er ist ein guter Gott und verzeiht gern.

Späte Blume.

(Nachdruck verboten.)

Schon liegt der Reif auf Grund und Baum,
Wenn auch erst leicht und dünn;
Drin steht, verloren wie im Traum,
Ein Blümlein rot und grün.

Du armes Blümlein, viel zu spät
Dein Blühen uns erkrent!
Horch, wie der Wind so schamrig weht!
Dein Krönchen fällt noch heut'.

Schau, wie der Grund ist eingeschnit,
Dein Stamm schon reisbeneht!
Fort sind die Blümlein weit und breit,
Und du stirbst nun zuletzt.

„Kommst du nicht auch so manches Jahr,“
Spricht's Blümlein „hier zum Grab?“
Zuletzt, wie bald — ist das nicht wahr?
Sinkst du auch hier hinab!“

Für den Rosenkranzmonat.

Das Tragen des Rosenkranzes und sein Nutzen.

Der hl. Stanislaus besaß sich der Verehrung Mariens zur Bewahrung seiner Unschuld und zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Um sich als treuen und eifrigen Diener der allerheiligsten Jungfrau zu erweisen, rief er sie nicht bloß stets um ihre Fürbitte bei Gott an, sondern trug auch an seiner Seite nach der Vorschrift seines Ordens ununterbrochen den Rosenkranz.

Der hl. Stanislaus wurde von Gott bald aus die er Welt abgerufen, um den Lohn seiner Frömmigkeit im Himmel zu erlangen, und Gott bereitete ihn zur Reise aus dieser Welt durch eine längere Krankheit vor. Während derselben

zeigte der Heilige sich ebenfalls als einen wahren Jünger Mariens; denn den Rosenkranz hatte er stets um seinen Arm gewunden. Als ein geistlicher Bruder deshalb an ihn die Frage stellte, wozu er denn den Rosenkranz brauche, da er ja wegen der Heftigkeit seiner Schmerzen nicht im Stande sei, denselben zu beten, antwortete der Heilige:

„Es ist wahr, ich bin nicht im Stande, den Rosenkranz, welchen ich in der Hand halte, zu beten; indessen erinnert mich derselbe doch an meine gute Mutter Maria, und das ist gewiß viel.“

Unterhaltendes für die katholische Familie.

Der hl. Josef bringt es an den Tag.

Erzählung von F. Kälzer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Geht Ihr vielleicht zur Stadt, Grünwald?“ fragte die am ganzen Leibe bebende Frau.

„Dahin wollte ich Geschäfte halber in der That gehen,“ antwortete Grünwald und kam zu der Frau zurück. „Weshalb wünscht Ihr das zu wissen?“

„Mein Mann hat das Geld, welches er von der Versteigerung mit nach Hause brachte, an denselben Abende in unsere alte Kommode gesteckt. Nun hat heute der Jude Levi Sohn das alte Möbel mit andern Sachen, die er von uns gekauft hat, fortgeführt, und ich weiß nicht, ob mein Mann die Geldsumme irgendwo anders untergebracht hat. Was darn, wenn dies nicht der Fall war?“

„Dann ist Ihr Geld den Weg alles Fleisches gegangen,“ antwortete Grünwald, und in seinem etwas verwetterten Gesichte flammte eine höllische Freude auf. „Den Juden kennt man; was der einmal in den Fingern hat, bringen ihm zehn

geschickte Advokaten nicht mehr heraus. Aber was habe ich denn mit der Sache zu thun, Frau Dumier?“

„Nichts, gar nichts; ich wollte Sie nur bitten, bei dem Juden anzufragen, ob er das Geld gefunden hat,“ bat die geängstigte Frau, und die Thränen waren ihr nahe. „Wenn Sie etwas eilen wollen, können Sie den Wagen vielleicht noch einholen, ehe er die Stadt erreicht hat.“

„Ich werde laufen, gute Frau Dumier!“ antwortete Grünwald, „aber für Ihr Eigentum gebe ich Ihnen keinen Pfennig mehr. Man kennt doch hinlänglich die Verschlagenheit dieser Sorte von Menschen.“ Mit diesen Worten stürmte er von dannen, die Frau ihrem berechtigten Schmerz überlassend. „Diese Sache gestaltet sich brillant,“ sagte er zu sich selbst, als er außerhalb des Dorfes war. „Eilen, um den Juden einzuholen, haha, wie dumm! Mag der

Jude für mich den Kopf in's Loch halten!" Auf der Landstraße angekommen sah er den Wagen in der Ferne vor sich herfahren. Er verlangsamte seine Schritte und kam deshalb erst in der Stadt an, als die Möbel schon abgeladen waren. Den wucherischen Juden in Angst und Verlegenheit zu treiben bereitete ihm kein geringes Vergnügen. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt trat er bei dem Handelemanne ein und begann:

"Ihr könnt schon erraten, weshalb ich komme, Levisohn! Ich will nämlich für Dumier die Gelder abholen, welche Ihr in der alien Kommode gefunden habt."

"Wie heißt Geld gefunden in der Kommode, Grünwald?" erwiderte Levisohn erstaunt. "Hab' ich nicht gefunden einen Heller in dem festen, dauerhaften Möbel. Machen Sie doch ja Stuß!"

"Hab mir's doch gleich gedacht, daß Levisohn nichts hat gefunden," spottete der Landmann; "aber glaubt Ihr denn, Ihr könntet ernten, wo Ihr nicht gesät, und Dumier würde den ganzen Ertrag seiner Versteigerung so leicht fahren lassen? Macht doch keine faulen Witz und gebet die vielen Tausend Mark heraus, welche zweifellos in der Kommode waren!"

"Au waih geschrien! Viele Tausend Mark in der großartigen Kommode, und ich soll haben das grausig viele Geld!" jammerte der Jude. "Hier sehen Sie selbst nach, ob is auch nur ein Heller in dem herrlichen Möbel! Ehrlich ist der Levisohn, weil er will kommen in Abraham's Schoß. Häti' Levisohn gefunden auch nur einen wertlosen Knopf, der nicht war sein, häti' er zurückgeschickt das fremde Gut, weil es heißt in dem Gesetze Mosis: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Och's, Esel, noch alles, was sein ist."

"Damit läßt sich Dumier nicht so leicht abschreden; glaubet mir, Levisohn, der warmblütige Franzose ruht nicht eher, bis er sein Geld wieder hat, und wenn Euch deshalb das Haus über dem Kopfe abgerissen werden sollte!" höhnte Grünwald unter Achselzucken, was bezeugte, daß der Landmann an Levisohn's Schuld fest glaubte.

"Draußer Gott in der Höhe und Rebedchen, hilf!" schrie der am ganzen Leibe bedende Jude. "Was sind das für merkwürdige Geschichten! Soll der Levisohn verlieren sein sauer, aber ehrlich erworbenes Eigentum, weil er soll gefunden haben fremdes Geld in der fast wie neu aussehenden Kommode?"

"Überlegt Euch die Sache noch einmal, Levisohn!" warnte Grünwald gelassen; "wenn Ihr das Geld gutwillig zurückgebt, wird Dumier

Gnade für Recht ergehen lassen und sich dazu noch erkenntlich zeigen; das ist mein ebenso guter wie wohlgemeinter Rat." Mit diesen Worten lehrte er dem wie verzweifelt dastehenden Juden den Rücken und schritt wohlgemut von dannen. —

Auf dem Markte zu H. herrschte reges Leben. Die Viehpreise zeigten eine aufsteigende Bewegung. Die Nachfrage überbot das Angebot, infolge dessen hatte Dumier gar bald seine sämtlichen Tiere verkauft. In der besten Stimmung trat er den Heimweg an. Seine Gedanken eilten immer nach den sonnigen Gefilden Frankreichs; ja er hatte förmlich Heimweh. In dieser wehmütigen und im Hinblick auf die baldige Abreise auch wieder frohen Stimmung langte er zu Hause an. Schon unter der Thüre stürmte ihm seine Frau entgegen mit der Frage:

"Lieber Arthur, wo hast du die Versteigerungsgelder denn eigentlich hingelegt?"

"In die alte Kommode, wie du ja selbst gesehen hast," antwortete der Vater.

"Und diese Kommode hat heute der Jude Levisohn abgeholt, ohne daß ich das Geld herausgeholt habe," stotterte die erblickende Frau.

"Warum hast du die Gelder aber auch nicht besser untergebracht? Wer weiß, ob die Ehrlichkeit des Juden so weit reicht, daß er uns das Geld zurückgibt? Was dann? Wir sind an den Bettelstab gebracht. Unsere Absicht, nach unserer Heimat zurückzukehren, ist dadurch zur Unmöglichkeit geworden. Ich könnte mir die Haare ausraufen. Zwar habe ich Grünwald, der zur Stadt ging, gebeten, dem Wagen nachzuziehen, um dem Juden die Möglichkeit zu nehmen, das Geld beim Aufstellen der Möbel in seinem Lokale herauszunehmen und dann ein Auffinden in Abrede zu stellen; allein ich weiß bis jetzt nicht, welchen Erfolg Grünwald gehabt hat, da er bis jetzt noch nicht zurückgekehrt ist." Die gute Frau bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und meinte bittere Thränen.

Dumier stand wie eine Bildsäule da; der Schrecken hatte ihm alle Glieder gelähmt. Wie ein trügerisches Traumbild zerfielen alle seine schönen Pläne in nichts; Frankreich's sonnige Gefilde waren ihm in unerreichbare Ferne gerückt. Und das nicht allein; konnte er seinen Schatz nicht wieder erlangen, blieb er ein Bettler, ein Bettler als Fremdling in fremdem Lande. Er drohte zusammenzubrechen; sein Gesicht entfärbte sich, und mit den Worten: "Mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten," sank er auf einen Stuhl. Totenstille herrschte in dem Zimmer; Mann und Frau

unterlagen der mächtigen Wirkung des Augenblicks; jedes beschäftigte sich mit seinen eigenen trüben Gedanken.

Da öffnete sich die Thüre, und Grünwald trat ein. Ein spöttisches Lächeln überflog sein vom genossenen Weine aufgedunsenes Gesicht. Dumier und seine Frau flogen wie von einer Raiter gestochen in die Höhe. „Was hat der Jude gesagt, Grünwald?“ riefen beide wie aus einem Munde.

Grünwald setzte sich lächelnd auf einen Stuhl. „Was hat der schmutzige Jude gesagt?“ hob er an; „was vorauszusehen war; er hätte in der Kommode auch nicht einen Pfennig gefunden. Ich habe ihm die Sache scharf eingeseift, habe ihm die Hölle in sichere Aussicht gestellt, wenn er die Gelber nicht sofort herausgäbe; es fruchtete alles nichts, und er beteuert hoch und teuer, kein Geld gefunden zu haben. Ich aber bin fest überzeugt, daß der geizige Bucherer die große Summe mit Wohlgefallen seiner ohnehin vom Schweiß der Bauern schon gefüllten Kasse einverleibt hat. Ihr müßt Euch wohl in's Unvermeidliche fügen und Euern Reichthum verloren geben. Was ein Jude einmal in den Klauen hat, ist ihm so leicht nicht mehr zu entwenden; davon seid Ihr doch sicherlich selbst vollständig überzeugt.“

Diese Mitteilung war für die Eheleute Dumier vollständig niederschmetternd. Die Frau fing laut zu weinen an; Dumier aber schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Mein Geld muß ich wieder haben, und wenn sich das ganze Geschlecht Juda wieder mich verschwören sollte.“

Grünwald zuckte mit den Achseln.

„Ja,“ brauste Dumier auf, „auch in Deutschland gibt es noch ein Gesetz, eine Gerechtigkeit.“

„Das ist sicher,“ erwiderte Grünwald scheinbar beleidigt, „ein ebenso gutes Gesetz wie in Frankreich, und dazu wird es bei uns weit besser gehandhabt als bei Euch, wo man die Kleinen henkt und die Großen laufen läßt.“

„Ich will Euch nicht beleidigen, Grünwald,“ lenkte Dumier begütigend wieder ein. „Aber ratet mir, was soll ich thun, um mein Geld wieder zu erlangen?“

„Ich sag's Euch ja, da ist guter Rat teuer. Ihr müßt beweisen, daß Ihr das Geld wirklich in die Kommode gelegt habt, und daß es noch in derselben war, als der Jude die Möbel abholte. Dazu ist zu bedenken, daß ja auch einer der Arbeiter beim Ausladen das Geld entbedt und eingesteckt haben kann, der Jude

also thatsächlich unschuldig ist. Ihr seht, die Sache ist nicht so leicht. Könnt Ihr vor dem Richter nicht beweisen, daß das Geld noch in der Kommode war, als dieselbe im Hause des Juden war, und dieser leugnet unter einem Eide, das Geld gefunden zu haben, so werdet Ihr mit Euerer Klage sicherlich abgewiesen. Der Jude ist seiner Sache gewiß, und was gibt er für einen Eid? Schneller und sicherer kann er kein so gutes Geschäftchen machen als mit einem Eide.“

„Wenn denn menschliche Hilfe unmöglich ist, kann der Himmel das Dunkel lichten,“ sagte sich selbst tröstend die gute Frau mit Thränen. „Was wir während eines Menschenalters mühsam und ehrlich erworben haben, kann uns die Schlechtigkeit der Menschen nicht nehmen, ohne daß der Himmel Erbarmen hat und das Unrecht an's Tageslicht kommen läßt. Der hl. Josef ist der Helfer in der Noth; er vermag mehr als alle Menschen der ganzen Welt zusammen, und er wird helfen, wenn man ihn andächtig darum bittet. An ihn will ich mich von nun an wenden.“ So sprach Frau Dumier.

„Da werdet Ihr wohl lange beten können, bis der Euch das Geld wieder herbeigeschafft hat,“ höhnte Grünwald und lachte hell auf.

„Der hl. Josef hat schon in weit schwierigeren Fällen geholfen,“ versicherte die fromme Frau; „warum soll er nicht auch unsere Bitte erhören?“

Grünwald verließ unter ungläubigem Kopfschütteln das Haus. Dumier begab sich am folgenden Morgen zum Juden Levisohn, konnte aber auch von diesem nichts erreichen als die feste Versicherung, die Kommode habe kein Geld enthalten. Dumier reichte nunmehr gegen den Juden eine Klage ein, wurde aber im Termine mit seiner Forderung abgewiesen, weil er nicht in der Lage war, irgend einen Beweis für die Schuld des Angeklagten zu erbringen und dieser selbst unter einem Eide erklärte, die Kommode habe kein Geld enthalten. Nun hatte Dumier zu seinem Verluste noch die nicht unbedeutenden Kosten zu tragen; er war ein armer Mann und mußte nicht, womit er seine Familie künftighin ernähren sollte. Im Dorfe hatte man die feste Überzeugung, der Jude habe wirklich das Geld ungesehen bei Seite geschafft und dies vor Gericht einfach abgeschworen. Es machte sich daher allenthalben eine gewisse Abneigung gegen die Juden geltend, so daß sich keiner in dem Dorfe sehen lassen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserer Bildermappe

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

„Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh. 14, 6), und „es ist den Menschen kein anderer Name gegeben, wodurch sie selig werden können, als der Name Jesus.“ Entweder Jesus nach in den Himmel oder dem Teufel nach in die Hölle, etwas anderes gibt es nicht.

Jesus ist für uns der „Weg“ zum Himmel, das heißt, wir müssen sein heiliges Beispiel nachahmen. Wie oft fordert er uns mit den liebevollsten Worten hierzu auf! „Lernet von mir,“ spricht er, „denn ich bin sanftmütig und

„Der du die Wahrheit selber bist, kannst uns nur Wahrheit geben; In diesem Glauben stirbt der Christ, In diesem will er leben“

Jesus ist das „Leben“, er ist der Spender alles Lebens, aller Gnade, alles Segens. „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, wird nimmermehr dürsten.“ (Joh. 6, 35.)

Bedenke dies recht, lieber Leser, und du wirst begreifen, wie die Apostel sagen konnten: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast



Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

demütig von Herzen! „Ein Beispiel habe ich euch gegeben,“ spricht er zu den Aposteln und damit auch zu uns. Allerdings ist das Leben im Geiste Jesu kein Leben nach dem Geiste der Welt, es ist ein Leben der Entfagung und Entbehrung, der Demut und Sanftmut. „Ich bin sanftmütig und demütig von Herzen;“ aber trotz dem ist sein Joch süß und seine Bürde leicht.

Jesus ist die „Wahrheit“. Seine Lehre ist göttliche Wahrheit, sie stammt vom Himmel.

Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Joh. 6, 69). Zu wem sollen wir gehen? Lassen wir uns nicht irre machen durch die Stimmen des Unglaubens, lassen wir uns nicht täuschen durch falsche Wissenschaft! Blicken wir hin auf das leuchtende Beispiel unzähliger Heiligen und Martyrer! Unser letzter Athemzug muß sein: Jesus, dir lebe ich, Jesus, dir sterbe ich, Jesus, dein bin ich im Leben und im Tode!

Aleine Spiegelbilder.

(Nachdruck verboten.)

Gottes Wege sind wunderbar.

Von Heinr. Wals.

In einem Kirchdorfe in Westfalen starb vor einigen Jahren der alte Seibel. Wir sagen der alte Seibel, und doch war der Mann noch nicht 60 Jahre alt geworden und hätte darum noch ganz gut hier mehrere Jahre leben und arbeiten können. Aber jung und alt nannte ihn nicht anders. Seibel war ein Schlosser von Beruf, und daß er gute und gediegene Arbeit verstand, dafür zeugte die zahlreiche Kundschaft, die er hatte. Selbst mehrere Stunden aus den nächsten Dörfern kamen die Leute herbei und ließen bei Seibel arbeiten. Er ließ sich seine Arbeit zwar auch bezahlen; aber wenn die Sachen sich auch schließlich um ein paar Groschen höher stellten, als sie aus den Fabriken geliefert wurden, dann waren sie auch dafür besser.

Seibel stand in seinem 30 Lebensjahre, als er nach längerer Wanderschaft sich in K. niederließ. Außer seinem Wanderbuche und Reisebündel besaß er keinerlei Reichthümer oder Wertgegenstände. Aber er besaß ein paar gesunde und kräftige Arme, heiteren Sinn und ein offenes Wesen. Das brachte ihm bald Kundschaft, und es dauerte gar nicht lange, da konnten die beiden Arme all die Arbeit nicht mehr schaffen. Es mußte ein Geselle angenommen werden, ja bald zwei, drei und zuletzt sogar vier. Nun blühte das Geschäft, und mancher Handwerker hat gewiß mit neidischen Augen auf ihn gesehen. Das ging so ein paar Jahre gut, und die Einnahmen mehrten sich von Tag zu Tag. Seibel heiratete die Tochter eines Bauern, der in recht guten Verhältnissen lebte, und jedermann lobte die gute Partie, die Seibel gemacht hatte. Die ersten Jahre gingen gut und glatt dahin. Dann sollte es aber anders kommen.

Seibel lernte einen jungen Kollegen aus der nahen Stadt kennen, der schon sehr weit in der Welt herumgereist war. Diesem schloß er sich immer mehr und mehr an, bis er schließlich denselben als seinen Compagnon in sein Geschäft nahm. Der neue Teilhaber verstand wohl schön zu reden und großartige Pläne zu schmieden, aber keine Arbeit. Er pflegte zu sagen: „Dazu hat der Schlosser die Zangen, daß er das Eisen nicht mit den Fingern anfassen braucht.“ Er ließ also die Gesellen für sich arbeiten, ging dafür aber lieber in's Wirtshaus und lockte auch Meister Seibel mit dorthin. Ein Sprichwort sagt: „Vom Becken kommt man zum Schmecken“,

und so war es auch hier der Fall. Meister Seibel ging öfters in's Wirtshaus, selbst am hellen Tage, obwohl seine Frau ihm hierüber bereits allerlei Vorstellungen machte. Das Geschäft ging dadurch freilich nicht besser; denn die Gesellen arbeiteten, während der Meister abwesend war, so, wie es ihnen gefiel. Den Rückgang im Geldbeutel merkte Meister Seibel wohl; aber er dachte, das werde mit der Zeit sich wieder zum Besseren wenden. Jetzt war er doch ein ganz anderer Mann, seitdem er an dem Kunstschlosser einen Teilhaber gefunden hatte. Früher hieß er bloß bei allen Leuten „Schmied Seibel“, und die jungen Gesellen und Handwerkerlehrlinge nannten ihn den „alten Seibel“. Nun war das doch anders geworden. Er war jetzt kein einfacher Schlosser mehr, sondern ein Fabrikant geworden. Aus der einfachen Schmiedewerkstatt war eine „Kunstschlosserei“ und eine „mechanische Werkstätte“ geworden, und ein zierliches und großes Schild enthielt die Inschrift: „Seibel u. Comp., Kunstschlosserei und mechanische Werkstätte.“ Das war doch ganz was anders.

Ein Jahr war bereits in's Land gegangen, seitdem Fabrikant Seibel existierte. Erst vor kurzer Zeit hatte er eine größere Summe Geldes hergeben müssen, welche nach Angaben seines Geschäftsteilhabers zur Erweiterung des Betriebs notwendig war. Nach ein paar Tagen hatte der Compagnon eine Reise unternommen, angeblich, um mit einer Behörde ein größeres Geschäft abzuschließen und dann auf einmal reich zu werden. Aber es vergingen mehrere Tage, zuletzt schon Wochen, und der Herr Geschäftsteilhaber war weg und blieb weg und das Geld ebenfalls. Anfänglich dachte Seibel nicht daran, daß er es mit einem Durchbrenner oder Schwindler zu thun habe; aber mit der Zeit wurde ihm das doch immer klarer. Nun war alles hin, und Seibel war ein ruiniertes Mann. Seine Ersparnisse, das Vermögen seiner Frau, alles war gänzlich verloren.

Was nun? Das war eine böse Frage. Anstatt sich nun aufzuraffen und durch erneuten Fleiß den Schaden nach Möglichkeit wieder gut zu machen, that Seibel gerade das Gegentheil; er ergab sich nämlich dem Trunke. Er vernachlässigte ganz sein Geschäft, sah nicht nach seinen Gesellen, kümmerte sich nicht um seine Kunden, sondern saß fast den ganzen Tag im Wirtshause. Alle Ermahnungen und Vorstellungen der armen Frau halfen nichts, Seibel sank immer tiefer

und tiefer. Der Schwiegervater war tot, und der Nachfolger wurde es bald überdrüssig, den rüstigen Mann nebst seiner Familie zu füttern. So ging nach und nach alles drauf. Die Gefellen zogen einer nach dem andern fort, aber es konnte kein neuer angenommen werden, und die Kunden blieben auch mit der Zeit aus. Zuletzt stand die Werkstätte ganz leer da, und auch die Gerätschaften, und was sonst im Hause nicht nagelfest war, kam unter den Hammer. Da hat das arme Weib gewiß oft genug gejammert und gemeint.

Dazu kam noch, daß Seibel auch in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten nachlässiger und lauer wurde. Er schrieb das Unglück, wie das ja viele Menschen thun, nicht sich selbst zu, sondern dem lieben Gott. Und so sank er auch in religiöser Beziehung immer tiefer, so daß er gar oft seinem Arger in Schimpf- und Schmähworten gegen die Religion Lust machte. Wie oft hat die Frau das anhören müssen, wie oft hat sie ihren Mann beschworen, doch von dem gottlosen Wege abzuweichen und wieder das zu werden, was er früher war, ein frommer Christ, ein guter Mann und ein strebsamer, tüchtiger Arbeiter!

Eines Abends war Seibel ungewöhnlich lange im Wirtshause. Die Frau schickte ihren kleinen Buben, den Liebling des Vaters hin, um diesen zu holen. Seibel war über die Ankunft des Kindes recht erfreut, hob den Blondkopf in die Höhe und meinte zu seinen Genossen gewendet: „Dies wird der alte Seibel.“ Dann setzte er den Buben auf die Bank und ließ ihn aus seinem Glase trinken. Und als der Kleine schon mit den Händchen das Glas vom Munde wehrte, goß der Vater noch immer nach, indem er meinte: „Trink, Junge, daß etwas aus dir wird!“ Das Kind hatte auch getrunken, aber bald ließ es das Köpfchen hängen. Es wurde immer schlimmer, das Kind fing an zu fiebern und zu phantazieren. Die Gesichter wurden immer ernster, selbst Seibels Gesicht nahm eine andere Farbe an. Endlich nahm er das Kind auf seine Arme und trug es schweigend heim. Als das Weib daheim mit den übrigen Kindern auf den Knien lag und für die Bekehrung des Vaters betete, da ging die Thüre auf, und Seibel trat herein, ruhig und still, was sonst selten vorkam, und legte aus seinen Armen auf das Bettchen — eine Leiche.

Das war jetzt eine herzerreißende Scene. Der Vater blickte mit wildem Blick auf das Opfer seiner Leidenschaft. Der Arzt wurde geholt und konnte nur noch den Tod feststellen,

der infolge übermäßigen Genusses von Branntwein eingetreten sei. Das Knäblein wurde begraben, viele Teilnehmer gingen mit zum Grabe. Dort hielt der Pfarrer des Ortes eine ergreifende Predigt und eine zu Herzen bringende Ansprache an die Eltern. Da stand der Kindsmörder am offenen Grabe, schlug die Augen nieder und hätte am liebsten mit in das Grab hineinkriechen mögen, damit ihn keiner sehe. Die Menschen entfernten sich, nur die Familie blieb am Grabe. Und dann stand Seibel auf, ging in die offene Kirche und betete dort lange, sehr lange. Und von da ging er zum Pfarrer, versprach Besserung und bat ihn um Beistand bei der Vorbereitung zum Empfange der heiligen Sacramente, die Seibel schon seit mehreren Jahren nicht mehr empfangen hatte. Dann ging er heim, nahm sein Weib und seine Kinder an die Hand, ging mit ihnen in die Kammer vor ein Kreuzifix und betete lange. Die Frau war darüber erstaut und hat gewiß auch heiße Seufzer zum Vater da droben gesendet. Und dann stand Seibel auf, umarmte sein blaßes und niedergeschlagenes Weib und sagte weiter kein Wort als: „Emma, verzeihe mir, ich werde von heute ab wieder der alte!“

Und er wurde wieder der „alte Seibel“ und hat diesen Namen bis an sein Ende getragen. Von da ab ging es ihm von Tag zu Tag besser, und auch sein Geschäft ging wieder flotter. Er hat es zuletzt noch zu etwas gebracht, weil er Gottes Wege wieder aufsuchte. Gar oft aber hat Seibel gedacht: „Wäre ich doch stets der alte geblieben, dann wäre all das Unglück nicht über mich hereingebrochen.“ „Gottes Wege sind wunderbar.“

Kindermund.

Der Wirklichkeit nachgezählt.

Es war im Winter 1886; da erschien eines Tages die Mutter zweier Kindergartenzöglinge im Kindergarten der Frau Seminar- direktor Küppers in Aachen und erzählte unter Thränen, daß nicht nur die beiden Kinder, die den Kindergarten besuchen, erkrankt seien, sondern auch noch das dritte ihrer lieben Kleinen. Der Hausarzt hatte bereits das Jüngste der Kinder aufgegeben. Die teilnehmende Kindergärtnerin bat die Mutter, ihr nur ja in einigen Tagen wieder Nachricht zu bringen. Eine Woche später erschien die Mutter abermals im Kindergarten und erzählte Folgendes: „Vor mehreren Tagen hatte der Hausarzt den Zustand meiner

Kinder sehr bedenklich gefunden und, wie Sie bereits wissen, das Jüngste als dem Tode verfallen betrachtet. Nachdem er das Krankenzimmer verlassen, stand ich da und weinte. Plötzlich erhob sich ein feines Stimmchen aus einem der Betten. Es war das fünfjährige Annchen, welches sagte: „Liebe Mama, du mußt nicht weinen! Der Arzt kann uns doch nicht helfen, das kann nur der liebe Gott. Weißt du, was du thun mußt? Geh' in die Kirche, liebe Mama! Dort mußt du dir aber die Schuhe ausziehen und bis dahin gehen, wo das kleine Thürchen im Altare ist. Da klopfst du an und sagst: Liebes Herrgottchen, alle meine Kinder sind krank! Mach du sie gesund, der Arzt kann es ja nicht! Und wenn du dann nach Hause kommst, sind wir alle gesund.“ Sie können sich denken,“ berichtete die Frau weiter, „daß es mir schien, als wenn ein Engel des Himmels mir Trost zugesprochen hätte. Seitdem ist mir und meinem armen Manne leichter um's Herz, denn es geht wirklich

von Tag zu Tag besser.“ Drei Wochen darauf erschien die Mutter wieder im Kindergarten, strahlend vor Glück. Sie brachte ihre drei nun bereits genesenen Kinder mit und machte die Kindergärtnerin auf die runden, rosigen Wangen des vor einigen Wochen schon vom Arzte aufgegebenen Kindes aufmerksam. Voll freudiger Rührung betrachtete Frau Klippers staunend die Kinder. Ja, sagte die Mutter, der Arzt ist auch ganz verwundert über diese baldige Genesung. Als ich ihm erzählte, was Annchen mir aufgetragen, und wie, nachdem ich es erfüllt, bald Besserung eingetreten sei, frug er das Kind, woher es denn gewußt, daß der liebe Gott ihm helfen würde, und da antwortete mein Töchterchen: Die Tante (Kindergärtnerin) hat uns eine Geschichte erzählt vom kleinen Mariechen; das hatte auch an das Thürchen im Altar geklopft und für den kranken Vater gebetet, und da hat der liebe Gott auch geholfen.“

Einige „Merks!“ für's Familienleben.

(Nachdruck verboten.)

Hausfrau — Ausfrau.

Eine der vornehmsten Pflichten des Weibes ist die Beforgung der Haushaltung. Gerade hierin zeigt es sich so recht eigentlich als die „Gehilfin“ des Mannes, der dafür weder Sinn und Geschick noch auch die nötige Zeit hat. Seine Geschäfte ziehen ihn ja gewöhnlich nach auswärts. Darum finden wir sowohl im alten wie im neuen Testamente die an die Frauen gerichtete Mahnung, sich des Hauswesens recht sorgsam anzunehmen. Sie sollen also die stille Häuslichkeit und Eingezogenheit lieben oder, wie das Sprichwort mahnt, immer wahre Hausfrauen und nicht Ausfrauen sein. Der berühmte Vater Abraham a Sancta Clara leitet diese Pflicht auch von anderen Beziehungen her, indem er in seiner derben, sinnigen Weise schreibt: „Den Weibern steht nichts besser als die Einsamkeit, dessentwegen sie an den Zunamen allezeit ein „in“ tragen, z. B. Bäuerin, Bürgerin, Rätin, Gräfin, Fürstin u. s. w., um anzuzeigen, daß sie in das Haus gehören. Auch tragen sie gleichförmig den Titel Frauenzimmer, wodurch satifam erwiesen wird, daß sie auf Schneckenart sollen zu Hause bleiben, widrigenfalls müsse man den Namen ändern und anstatt Frauenzimmer Frauengassen setzen.“

Doch Spaß bei Seite! Eine Frau kann

schon darum wenig außerhalb des Hauses sein, weil sie innerhalb desselben fortwährend in Hülle und Fülle zu thun hat. Schon der weise Salomon rühmt von der richtigen Hausfrau: „Sie isset ihr Brot nicht müßig; sie legt die Hände nicht faul und träumerisch in den Schoß, sondern sie ist stets thätig und geschäftig. Am frühesten Morgen sieht sie auf und gibt Zehrung ihrer Familie; bald erfassen ihre Finger die Spindel, bald bereitet sie Linnen, bald fertigt oder sticht sie Decken und Kleider.“

Auch die Sprichwörter aller Zeiten und Völker betonen die vielseitige Thätigkeit der wahren Hausfrau. „Eine Hausmutter,“ sagt der Deutsche, „hat fünf R zu besorgen: „Kinder, Kammer, Küche, Keller und Kleider.“ Der Spanier verlangt, daß sie habe „den Fuß an der Wiege, die Hand am Roden“. „Einer Frauen Arbeit,“ behauptet der geschäftige Engländer, „ist nie gethan,“ und ähnlich der Italiener: „Die Frau, die still zu Hause bleibt, findet stets Gutes zu thun.“ Der Deutsche vergleicht die Hausfrau sehr passend mit einem Ofen, indem er sagt: „Das Weib und der Ofen sollen zuhause bleiben; denn das Weib und der Ofen sind des Hauses Zier.“

Eine besondere, viel Zeit und Scharfsinn erfordernde Thätigkeit der Hausfrau ist die Be-

aufsichtigung ihrer Kinder und Untergebenen, sowie alles dessen, was in den Kreis ihrer Thätigkeit fällt. Wiederum der weise Salomon sagt von ihr: „Sie schaut nach dem Wandel und Treiben ihres Hauses;“ sie beaufsichtigt alle, sieht nach allem, nichts entgeht ihr, überall hat sie ihre Augen; sie geht nicht schlafen, bis alles in Ordnung ist, hat immer noch etwas nachzusehen und zurecht zu legen.

Wenn es an dieser Aufsicht fehlt, so entstehen daraus die schlimmsten Schäden und Nachteile für ein Haus, zunächst in Bezug auf die Kinder. Wenn außer dem Vater auch noch die Mutter nicht zuhause ist, so treiben die Kinder daheim allerlei Unfug, oder sie laufen gleichfalls draußen umher. Für den ersteren Fall gilt das Sprichwort: „Wenn die Kage nicht zuhause ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen herum,“ und für den zweiten: „Ist die Mutter eine Läuferin, trippelt ihr die Tochter nach.“

Die Nachteile, welche aus der vernachlässigten Beaufsichtigung des Gesindes entstehen, schildern folgende Sprichwörter: „Wie die Frau, so die Magd.“ „Schlampige Frau, schlampige Magd.“ „Spielt die Frau die Närrin, spielt die Magd die Herrin.“ „Wenn die Frau ausgeht flattern, so stiehlt die Magd.“ Ja selbst die Haustiere folgen ihrem Beispiele; wenigstens sagt der Italiener: „Wie die Herrin, so das Hündchen.“

Ueber den Nutzen, welchen eine gute Hausfrau stiftet, sagt der Volksmund: „Eine gute Hausfrau ist das beste Gerate im Hause.“ „Die Frau ist der Schlüssel des Hauses.“ „Eine fleißige Hausfrau ist die beste Sparbüchse.“ „Die Augen der Hausfrau kochen wohl.“

Der Schaden hingegen, der von einer pflichtvergessenen Hausfrau oder Ausfrau anaesthetisiert wird, findet sich in folgenden Sprüchen ausgedrückt:

„Wenn die Frau nicht haust,
Die Kat' nicht maußt,
Der Hund nicht bellt,
Ist alles verspielt (verspielt).“

„Eine Frau, die gern aus dem Fenster gukt und viel auf die Straßen läuft, ist keine gute Wittin.“ Ein indischer Spruch behauptet sogar: „Wenn die Herrin des Hauses immersfort ausläuft, ist das Haus nur gut für die Hunde.“ Darum stellt der Spanier die Forderung:

„Die gute Frau steht niemals an der Thür,
Sie denkt an Roden und Spindeln für und für.“

Daß die Frau viel und gern im Hause sei, ist auch eine Forderung ihrer natürlichen Gemütsanlage. Sittsamkeit und Eingezogenheit

sind dem weiblichen Geschlechte gleichsam angeboren und bilden seine vornehmsten Zierden. So lange darum ein Weib diese schönen Tugenden noch nicht in Folge einer verkehrten Erziehung oder durch Ausschweifungen verloren hat, wird sie sich am häuslichen Herde, wie der Fisch im Wasser, am wohlsten und glücklichsten fühlen. Darum sagt ein alter deutscher Spruch: „Der Fisch ist gern im Wasser, der Vogel in der Luft, das brave Weib daheim.“ Von des letzteren Gegenteil heißt es: „Eine Mühle, die nicht umgeht, ein Badofen, der nicht heiß ist, und eine Mutter, die nicht gerne daheim ist, sind nicht viel wert.“

Als Muster eines sittsamen, eingezogenen Weibes kann Sara, die Frau des jungen Tobias, gelten, welche sich das schöne Zeugnis geben konnte: „Niemand habe ich mich unter die Scherzenben gemischt, noch mich zu denen gesellt, die in Leichtfertigkeit wandeln.“

Eine Frau, welche gerne außerhalb ihres Hauses verkehrt und überall umherläuft, wird leicht sich allerlei schlimme Gewohnheiten aneignen. Nicht ohne Grund sagt man: „Frauen und Hühner, die weite Spaziergänge machen, verirren sich leicht.“ Am schlimmsten und gefährlichsten ist es, wenn die Frauen von der Eitelkeit und Gefallsucht in die Welt hinaus getrieben werden. Leider ist diese Veranlassung heutzutage nichts Seltenes, namentlich in den höheren Ständen. Nicht mehr zufrieden mit dem bescheidenen Lose und dem stillen häuslichen Glücke haben die Frauen selbst die beengenden Grenzen erweitert und sich in die große Welt gedrängt, wo ihnen die Huldigungen zu teil werden, auf die sie Anspruch zu haben glauben. Sie wollen sehen und gesehen werden, unterhalten und unterhalten sein; sie wünschen nach außen zu glänzen und die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen; ja, als ob der häusliche Wirkungskreis, der allein ihre Welt sein sollte, entehrend und erniedrigend für sie wäre, glauben sie sich nur für eine Rolle in sogenannten höheren Kreisen berufen.

Diese thörichte Eitelkeit und Gefallsucht, diese zügellose Zerstreungssucht entfremden die Gattin dem Gatten, die Mutter den Kindern; sie zerreißen die heiligen Bande, welche das Weib an den häuslichen Herd fesseln sollen, und erschüttern das christliche Familienleben in seinen Fundamenten. Das Band der ehelichen Treue und Liebe wird in Folge dessen gelockert; die Jugend wächst ohne Glauben und Frömmigkeit auf, und christliche Zucht und Sitte entweichen vollständig aus dem Hause.

Vor einiger Zeit wurde ein sechszehnjähriger Schüler von einer höheren Lehranstalt entfernt, weil er längere Zeit hindurch sich nächtlichen Schwärmereien ergeben hatte. Die Gelegenheit zu letzteren hatte er dadurch bekommen, daß Vater und Mutter jeden Abend bis tief in die Nacht hinein ihren besonderen Vergnügungen nachgingen und ihren Sohn und die Köchin allein zuhause ließen. Nachdem diese beiden sich das Wort gegeben hatten, einander nicht zu verraten, trieb sich der Sohn in den Wirtshäusern umher, während die Köchin ihren Schatz in's Haus ließ und mit ihm an den Weinvorräten der Herrschaft sich gütlich that.

Durch das öftere Ausgehen der Frauen wird ferner die Klatschsucht befördert. Die Neigung zu der letzteren Untugend ist ja bei den Weibern sprichwörtlich geworden. Daher folgen die Sprüchlein:

„Wenn zwei Frauen zusammenkommen,
Wird die dritte in die Hölle genommen.“

„Zwei Bretchen, zwei Rittchen, zwei Annen
Können den Teufel aus der Hölle bannen.“

Eine Frau, welche überall herumläuft, um ihre Nachbarn und Hausgenossen durch die Zähne zu ziehen, muß sich natürlich gefallen lassen, daß man auch viel von ihr spricht, und zwar nicht zu ihren Gunsten; denn eine sogenannte Ausfrau ist von niemandem geachtet. Eine oft gesehene Frau und ein oft getragenes Kleid verlieren den Wert und werden gering geschätzt. Richtig sagt der Araber: „Die Erhabenheit einer Frau besteht darin, daß sie zuhause bleibt.“

Die vorstehenden Ausführungen sind zugleich eine ernste Mahnung an die Jünglinge, die in den Ehestand treten wollen, daß sie sich eine Person auswählen, welche die stille Häuslichkeit liebt. Sie müssen vor allem auf die Mutter der Erlorenen achten, denn:

„Ist die Mutter gut von Sitten,
Magst wohl um die Tochter bitten.“

~~~~~  
**Wehe dem Menschen, durch welchen Argernis kommt!**

Das größte Verbrechen, das man sich denken kann, ist die Verführung der Unschuld. Wenn die Eltern ein Kind in Zucht und Sitte erzogen haben, so sehen sie mit Furcht und Bittern dem Zeitpunkt entgegen, wo der Knabe in die Fabrik, Werkstatt oder Lehre, oder wo das Mädchen zu fremden Leuten in Dienst treten muß. Warum? Weil überall die freche Schamlosigkeit sich breit macht und namentlich durch unsittliche Reden, Gespräche, Zoten und

Bossen jene Schutzwehr einzureißen sucht, die der Schöpfer vor das hohe Gut der Unschuld gestellt hat, die heilige Schamhaftigkeit. Es sieht in dieser Hinsicht vielfach sehr betrübend in der Welt aus.

Manche Werkstatt und manche Fabrik kann füglich als eine „Schule des Bösen“ bezeichnet werden, so sehr hat sich der Krebs unzuchtiger Reden und Spässe dort eingefressen. Wie der Funke, der in das Stroh fällt, dort weiter brennt und schließlich den ganzen Haufen zu heller Lohe entzündet, so wirkt ein unzuchtiges Wort in der Seele des jungen Menschen; es bleibt darin haften auf immer, vergißt sich niemals, taucht immer wieder in der Seele auf und ruft unzuchtige Vorstellungen, Bilder, Begierden und noch Schlimmeres hervor, und damit ist auch schon der erste giftige Nehltau der Sünde und Kenntnis sündhafter Dinge auf seine jugendliche Seele gefallen. Sträubt sich aber ein unschuldiger und gewissenhafter Junge dagegen und will von solchen Dingen nichts wissen, so wird er ausgelacht und durch fortgesetzte Angriffe zum Falle gebracht.

Was ist dagegen zu machen? Zunächst müssen Arbeitgeber und Herrschaften sich ihrer Christenpflicht bewußt werden, derlei greuliche Mißstände zu beseitigen, respektive unter keinen Umständen zu dulden. Dadurch sorgen sie auch am besten für sich selbst. Wer auf Zucht und Ordnung hält und die Untergebenen nicht von oben herab als „fremdes Volk“, sondern als Hausgenossen freundlich behandelt, kann auch immer noch ordentliche Leute bekommen und erhalten. Wer dagegen denkt und sagt: „Wenn sie nur arbeiten; was sie sonst thun und treiben, darum kümmere ich mich nicht,“ der wird allerdings leichter Leute bekommen als eine sittenstrenge, christliche Herrschaft, aber sie sind auch darnach. Bittere Erfahrungen und Aergernisse werden ihm nicht erspart bleiben. „Wo ein Nas ist, versammeln sich die Adler.“

Sodann ist Selbsthilfe die beste Abwehr gegen solchen Unfug. Die Eltern, welche ein Kind zu fremden Leuten thun, sollen sich nicht in erster Linie oder gar allein darnach erkundigen, ob das Kind leichte Arbeit und einen schweren Lohn, ob es gutes Essen und ein weiches Bett bekommt, sondern vor allem sollen sie sich überzeugen, ob dasselbe dort sittlichen Gefahren ausgesetzt ist. Hierüber sollen sie vor allem ihr Kind bei jedem Zusammentreffen befragen, und werden unreine Reden dort im Hause oder bei der Arbeit geführt, so sollen sie dem Kinde Mut einsprechen, sich derlei erstens sofort und ent-

schiedener immer und überall zu verbitten und zweitens es der Herrschaft oder dem Arbeitgeber zur Abstellung anzuzeigen. Stellt die Herrschaft fittliche Gefahren, die ihr nachweislich bekannt geworden sind, nicht ab, so sind die Eltern oder Vormünder gesetzlich berechtigt, ihr Kind oder Mündel ohne weiteres von dort wegzunehmen.

Fort vor allem mit der Pest unsittlicher Reden, hinaus damit aus dem Hause, aus der Werkstatt! Nur nicht blöde dagegen! Jedes Kind hat von Gott das klare Recht und vor Gott und seinem Gewissen die strenge Pflicht, sich derlei immer und überall entschieden zu verbitten.

### ✦ Allerlei. ✦

#### Gemeinnütziges.

**Kalte Füße.** Die Jahreszeit der kalten Füße beginnt, und wie ein lästiger Gast stellt sich bei vielen die alte Plage ein, in ihrem Gefolge die unausbleiblichen Uebelstände: Natarrh, Zahnschmerz, Schnapsen u. s. w.; ein wahres Kreuz für jeden, der durch seinen Beruf zu sitzender Lebensweise verurteilt ist und in seinem Zimmer kalten Fußboden hat. Die ärztliche Vorschrift: „Sie müssen sich mehr Bewegung im Freien machen“ ist oft leichter gesagt als ausgeführt. Kalte Waschungen, Spaziergänge, Zimmerturnen, das ist alles sehr schön; aber der kalte Fußboden führt bald die kaum beseitigte Not wieder herbei, und wer hätte immer Lust zu solchen Ausnahme-Regeln und gewaltsamen Uebungen? Ich habe mir jetzt eine breite Fußbank in Form eines sehr wenig geneigten Lesepultes gezimmert, wie sie sich jeder leicht aus alten Brettern herstellen kann. Dieses zunächst einfache Möbel wird mit einem bunten Stück wollenen Zeug, wie es sich in jedem Haushalt in Gestalt einer alten Tischdecke oder dergleichen vorfinden wird, überzogen und wird nun dem Zimmer durchaus nicht mehr zur Unzierde gerechnen. In den hohlen Raum unter der Fußbank schiebe ich nach Bedarf einen Wärmstein, der die Bretter, auf welchen die Füße ruhen, mäßig erwärmt. Diese Methode verwöhnt die Füße nicht, sondern ersetzt nur einen warmen Fußboden, und man befindet sich sehr wohl dabei.

#### Denksprüche und Lebensregeln.

An zwei Acker magst du denken,  
Einen nur bestellen du;  
In den andern wird dich senken  
Gottes Vaterhand zur Ruh.  
Also magu du heut' und morgen  
Für ein gutes Saat Korn sorgen!

Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott  
Führt sicher durch's Leben und einst auch zu Gott.

Da du einst geboren wardst an's Licht,  
Weinste du; es freuten sich die Deinen.  
Lebe so, daß, wenn dein Auge bricht,  
Du dich freust, die Menschen aber weinen!

Arbeit und Fleiß, das sind die Hügel,  
Sie führen über Strom und Hügel.

#### Dem Bücherlich.

Um die ausgezeichneten Werke des Jesuitenpaters L. v. Hammerstein größeren Kreisen zugänglich zu machen, hat sich die Verlags-handlung entschlossen, eine **Vollausgabe** derselben zu veranstalten. Es liegt uns die erste Lieferung des ersten Bandes, welcher „Edgar oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit“ und „Das Glück, katholtisch zu sein“ enthalten wird, vor. Die Lieferung umfaßt 64 Seiten und kostet nur 30 Pfg. Die ganze Ausgabe wird ca. 45 Lieferungen umfassen. Wir weisen auf das dankenswerte Unternehmen recht empfehlend hin.

Von dem Prachtwerke „Das XIX. Jahrhundert“ liegen jetzt 13 Lieferungen à 60 Pfg. vor. Die Verlags-handlung hat gehalten, was sie versprochen hat. Wir empfehlen hiemit das Werk auf's beste.

#### Rätsel.

Willkommen mit S, wenn vom Laufen und Stehen ich  
matt bin;  
Willkommen mit W, wenn faden Geschwäzes ich satt  
bin.

#### Briefkasten.

**J. in D.** Leporin ist ein ganz neues, vorzügliches, silzähnliches Fabrikat, das aus den Haaren des Waldhahnen hergestellt wird und hauptsächlich zur Verwendung in der Hutbranche dient. Leporinkopfbedeckungen liefert die Fabrik von **L. W. i. c. h. m. a. n. n. i. n. D. r. e. s. d. e. n. - B. l. a. s. e. w. i. t. z.** Der feine, seidige Glanz verleiht den Kopfbedeckungen ein elegantes, gediegenes Aussehen. Die Kopfbedeckungen, in den verschiedensten Formen für Herren und Damen erhältlich, sind zu empfehlen.

#### Auflösung des Rätsels in Nr. 42:

Berufsein.